



Das Spinnhandwerk

im Spiegel der historischen Erzählkultur

Dr. phil. Ursula Brunold-Bigler • Das Spinnen, die Herstellung eines Fadens durch Verdrehen von Fasern oder Haaren, gehört zu den ältesten Kulturtechniken. Die Handspindel mit aufgestecktem Wirtel aus Holz, Stein oder Ton wurde in Europa seit der Jungsteinzeit (3500 – 1700 v. Chr.)¹ und in Griechenland sogar noch um 1980 benutzt.²

Im 13. Jahrhundert kam das erste Spinnrad auf, das die Drehung der Spindel mittels eines Rades ermöglichte, das mit der rechten Hand angetrieben wurde, während die linke die Fasern aus dem Rocken zupfte.³ Im 15. Jahrhundert erlaubte ein mit Haken besetzter u-förmiger «Flügel», der mit der Spindel montiert wurde, kontinuierliches Arbeiten.⁴ Seit ca. 1530 wurde das Rad mit dem Fuss angetrieben, sodass die Spinnerinnen beide Hände zum Arbeiten frei hatten. Die Spindel drehte nun den Faden und wickelte ihn gleichzeitig auf.⁵ Die ca. 1764

entwickelte «Spinning Jenny», das erste mechanische Feinspinnverfahren,⁶ sollte die weitaus weniger produktive Handspinnerei ablösen. Doch deren gesellschaftliche und ökonomische Bedeutung blieb in zahlreichen Geschichten gespeichert, die wiederum durch eifrige Sammeltätigkeit dem Vergessen entrissen wurden.

Das Spinnrad als magisches Werkzeug
Wie Sagen erzählen, blockieren Hexen, um ihren Nachbarinnen zu schaden, mit einem bösen Zauber das technisch anspruchsvolle

Gerät,⁷ darüber hinaus missbrauchen die Teufelsbündnerinnen das Spinnrad zum Herbeizaubern von Unwettern.⁸

Dank ihres kostbaren Materials werden im Märchen goldene Spinnräder zu Geräten, die physisch und psychisch Gefangenen Wege zur Freiheit, zur Wahrheit und zur Liebe öffnen. Im französischen «Treuen Johannes» (KHM 6) lässt sich die Habgier der alten Fee, welche die Prinzessin durch hundert Raubtiere bewachen lässt, mit einem goldenen Rocken, der mit diamantem Werg umwunden ist, stillen, worauf sie dem



Prinzen und seinem Diener Einlass in ihr Schloss gewährt.⁹ Der erste Schritt auf dem Weg zur Befreiung der Prinzessin ist damit getan. Ein tschechisches Märchen vom Typ «Die schwarze und die weisse Braut» (ATU 403) erzählt von einer hinterhältigen jungen Frau, die ihre Zwillingsschwester ermordet, die Leiche grässlich verstümmelt und als Ehefrau den Platz an der Seite des Prinzen eingenommen hat. Doch ein sprechendes goldenes Spinnrad, dessen Erwerb ebenfalls der Habgier geschuldet ist, bringt das Verbrechen an den Tag, und der Prinz findet wieder seine in alter Schönheit wiederbelebte Braut.¹⁰ Im Märchen «Die Seidenspinnerin»¹¹ aus dem Havelland in der Mark Brandenburg, wo Seidenzucht betrieben wurde, begegnet uns ein wahrhaftig ungewöhnlicher Tierbräutigam: ein Seidenwurm. Auf ihrer Suchwanderung nach dem Erlösten, doch entschwundenen Bräutigam erhält die junge Frau von einer gütigen Alten im Wald drei Äpfel, die je eine Spindel, eine Haspel und ein Spinnrad aus Gold enthalten. Mit diesen kostbaren Gegenständen erkaufte sich die als Seidenspinnerin im Schloss verdingte Braut von der Frau des inzwischen verheirateten Königs drei Nächte in dessen Schlafzimmer. In der zweiten Nacht hört ein Diener die junge Frau dem tief schlafenden König ihr Leid klagen: «Nun sehe ich doch, dass Undank der Welt Lohn ist; ich habe dich als Würmchen drei Jahre lang herumgetragen, habe deinetwegen vom Vater und von den Schwestern böse Scheltworte und Schläge ausgehalten, habe mich an Händen und Knien beschlagen lassen, um über den Glasberg zu kommen, und nun ist doch alles vergessen, und du hast eine andere Gemahlin.» In der dritten Nacht schüttet der König den Schlaftrunk, den ihm seine Frau gereicht hat, weg und hört selber die Klagen seiner Braut, die ihn erlöst und die er dennoch längstens vergessen hat. Der König zieht in der vor vielen Gästen erzählten Parabel den wiedergefundenen alten Schlüssel dem neuen vor. Wiederum haben goldene Spinnutensilien das anscheinend Unmögliche ermöglicht.

Mythisches Fadenspinnen

Das Spinnen führte bereits in der ersten Hochkultur Europas, dem antiken Griechenland, zur Mythisierung dieser elementaren und traditionell weiblichen Produktionsweise. Das Leben des Menschen wird als Faden gedacht, der in den Händen von drei Schicksalsfrauen, den Moiren, liegt. Klotho, die Spinnerin, umwindet ihren Rocken mit Wolle, Lachesis, die Zuteilende, dreht mit ihrer Spindel den unterschiedlich langen Lebensfaden jedes Einzelnen, und Atropos, die Unabwendbare, durchschneidet ihn mit ihrer Schere.¹² Athene selber, die Göttin der

Weisheit, unterwies die Frauen im Umgang mit Spindel und Rocken sowie der Weiterverarbeitung des Fadens auf dem Webstuhl. Bei der Ausübung dieser den Frauen zugeordneten Aufgaben verlangten patriarchalische Gesellschaften Tugendhaftigkeit und Bescheidenheit. Wer sich nicht an diese Normen hält, wird im antiken Mythos der Hybris, der Vermessenheit, bezichtigt und von der Göttin hart bestraft. Wie der römische Dichter Ovid (43 v. Chr.–7 n. Chr.) in seinen «Metamorphosen» (6,1–145) erzählt, fordert Arachne, eine hochtalentiertere Spinnerin und Weberin, die Göttin Athene zu einem Wettstreit heraus, bei dem es gilt, einen Bildteppich anzufertigen. Als beide Arbeiten vorliegen, muss Athene eingestehen, dass Arachne ein wundervolles Kunstwerk geschaffen

*Das Spinnen führte bereits
in der ersten Hochkultur
Europas, dem antiken
Griechenland, zur Mythisierung
dieser elementaren und
traditionell weiblichen
Produktionsweise.*

hat. Doch angesichts der blasphemischen Darstellung der Götter, die diese in mehreren frivolen Liebesszenen zeigt, verliert Athene die Fassung. Sie zerreiht Arachnes Teppich und schlägt mit ihrem Weberschiffchen auf ihre Konkurrentin ein. Darauf erhängt sich Arachne, die nun die Rache der Göttin fürchtet. Athene lässt sie indes nicht sterben, sondern löst den Strick um ihren Hals und versprüht das Gift des Eisenhuts (Aconitum napellus), worauf sich der Strick in ein Spinnennetz und Arachne in eine Webspinne verwandelt. Arachne und ihre Nachkommen sind fortan dazu verdammt, bis in alle Ewigkeit zu weben und an Fäden zu hängen.

Es ist wiederum Ovid, der in einem frühen Beleg für eine Frauenspinnstube das gemeinschaftliche Arbeiten und Erzählen¹³ mit drakonischer Strafe gegen Feiertagsschändung verknüpft (Metamorphosen 4,32–415). Anstatt die Arbeit einzustellen und in einer Prozession dem Bacchus, dem Gott des Wei-

nes und der Vegetation zu huldigen, spinnen und weben die drei Töchter des Mynias und ihre Mägde unverwandt weiter, wobei sie sich gegenseitig Geschichten erzählen, zum Beispiel jene von der unglücklichen Liebe zwischen Pyramus und Thisbe. Dem Frevel folgt die Strafe auf dem Fuss: Bacchus verwandelt Garn und Gewebe der ungehorsamen Frauen in Efeu- und Weinlaubranken, mit denen sich seine Anhängerschaft anlässlich ihrer Umzüge zu bekränzen pflegt, und die Missetäterinnen müssen hinfort als Fledermäuse herumflattern.

Die spinnende Gottesmütter und der Frauenfleiss

Die stetige technische Verbesserung des Spinnrads führte zur Steigerung der Textilproduktion; das Spinnen diente nicht mehr allein dazu, den Eigenbedarf an Garn zu decken, sondern auch als Einkommensquelle auf dem Lande und in den Städten. Da Eheschliessungen weitgehend von ökonomischen Interessen und weniger von einer Liebesbeziehung dominiert wurden, galten fleissige, sparsame Frauen mit geschickten Händen, religiöser Disziplin und geduldigem Wesen als Ideal. Darstellungen der spinnenden, webenden und nähenden Gottesmutter Maria auf Kirchenfenstern und Tafelbildern mahnten die Frauen, Müssiggang zu meiden.¹⁴ Vor dem Hintergrund dieses rigorosen Arbeitsethos entstanden Erzählungen, die das Spinnen unterschiedlich thematisieren: einerseits als unabdingbare Pflicht der Frau, andererseits als unsägliche Plage und auch als eine Form von Strafe und Schikane. Junge Frauen hatten ihre Eignung für die künftige Haushaltsführung am Spinnrocken unter Beweis zu stellen: «Ein junger Mann besuchte drei Schwestern und fand ihren Wocken voll Flachs. Heimlich steckte er einen Schlüssel in den Flachsüberzug der ältesten und fand ihn am folgenden Tag im Flachs wieder. Ebenso gings ihm bei der zweiten. Die dritte aber sagte ihm am nächsten Tage: «Se heben eeren Slötel in minen Wokken stecken laten.» [Sie haben Ihren Schlüssel in meinem Rocken stecken lassen.] «Du bist die Rechte», sprach er und nahm die Fleissige zur Frau.»¹⁵

Die Grimm'sche Erzählung «Die Schlickerlinge» (KHM 156) führt anhand zweier ungleicher Frauen, der schönen, reichen, aber faulen und nachlässigen Meisterin und ihres armen, fleissigen und sparsamen Dienstmädchens, ein sowohl warnendes als auch nachahmenswertes Beispiel vor Augen. Die Meisterin wirft beim Spinnen, wenn ein kleiner Knoten im Flachs erscheint, gleich haufenweise Flachs weg, aus dem das Dienstmädchen feines Garn spinnet und daraus ein schönes Kleid webt. Auf der Hochzeit der Faulen tanzt die Fleissige in ihrem Kleid. Mit



Eltern mit ungeschickten und faulen Töchtern versuchen mit dreisten Lügen das rigorose Arbeitsethos der Gesellschaft zu umgehen, um ihre missratene Tochter dennoch möglichst gut unter die Haube zu bringen.

Erstaunen bemerkt die Faule dazu: «Ach, wat kann dat Mäken springen, in meinen Schlickerlingen!» Auf seine Frage, was sie damit meine, antwortet die Faule ihrem Bräutigam, dass das Mädchen ein Kleid aus dem Flachs trage, den sie weggeworfen habe. Darauf lässt der Bräutigam seine Braut stehen und heiratet das arme, fleissige Mädchen. Die Herrin ist also nicht nur faul und verschwenderisch, sondern gar so dumm, dass sie sich selber Schaden zufügt.

Zwischen Volksglauben und Katechese stehende Spinnstubenfrauen wachen nicht nur über die Einhaltung der kirchlichen Arbeitsverbote an Sonn- und Feiertagen sowie die Ruhe nach Feierabend, sondern bestrafen auch Spinnerinnen, die ihr Tages- soll nicht erfüllt oder minderwertige Arbeit geleistet haben.¹⁶ So wie die Spinnerinnen Flachs, Hanf oder Schafwolle in einer Wanne durchbrühen, um die Fasern vor der Verarbeitung weich zu machen, beabsichtigen die jenseitigen Spinnstubenfrauen in Irland¹⁷, der Schweiz¹⁸, im Südtirol¹⁹, dem Trentino²⁰ und im slowenischen Kärnten²¹ ihre fehlbaren Opfer zu sieden. Diese können jedoch in den mehrheitlich glücklich endenden Sagen dank einer List, einem Abwehrzauber oder gar beidem ihren Kopf aus der Schlin-

ge ziehen. Es entspricht der jahreszeitlichen Gebundenheit des Spinnens, dass die Spinnstubenfrauen ihre Kontrollgänge in den Häusern der Menschen während des Winters durchführen. Bis zum 17. März, dem Festtag der Heiligen Gertrud, mussten freilich alle Materialien verarbeitet sein. Gemäss ihrer Vita hatte das Gebet der frommen Äbtissin die teuflischen Mäuse vertrieben, die ihren Faden zerbeissen wollten, als sie am Spinnrad sass.²²

Wehe der Tochter, die nicht spinnen kann

Eltern mit ungeschickten und faulen Töchtern versuchen in den Erzähltypen ATU 500 (KHM 55: «Rumpelstilzchen») und ATU 501 (KHM 14: «Die drei Spinnerinnen») mit dreisten Lügen das rigorose Arbeitsethos der Gesellschaft zu umgehen, um ihre missratene Tochter dennoch möglichst gut unter die Haube zu bringen. Während in Varianten von ATU 500 die Protagonistin um ein Haar in die Fänge eines dämonischen Spinnhelfers gerät,²³ begegnet sie in ATU 501 durchgängig gütigen helfenden Jenseitswesen. In Giambattista Basiles schwankhaftem Märchen «Die sieben Schwarten» (verfasst zwischen 1620 und 1630), dem ältesten literarischen

Beleg des internationalen Erzähltyps 501, vertilgt das verflissene und stinkfaule Mädchen Saporita nacheinander sieben Speckschwarten und setzt ihrer Mutter stattdessen in der Suppe gekochte Stücke einer Schuhsohle vor, worauf die zornentbrannte Mutter ihre Tochter tüchtig verprügelt. Dem auf das Geschrei der Tochter hin hinzugerannten Kaufmann erklärt die Mutter, ihre Tochter habe am Morgen sieben Spulen voll gesponnen, und zwar ungeachtet der Gefahr, sich bei der herrschenden Hitze eine Beule am Herzen zu holen. Der Mann erhofft sich sogleich dank dieser «emsigen Biene» Vermehrung seines Reichtums und heiratet sie. Als der Mann auf Reisen geht, muss die Frau bei seiner Rückkehr zwanzig Bündel Flachs gesponnen haben, jeden Tag eines. Erst am Tag seiner Ankunft macht sich die Frau ans Werk: Sie nimmt eine lange Stange, wickelt ein Bündel Flachs darum, steckt einen Kürbis auf eine Heugabel und lässt, indem sie die Stange am Terrassengeländer festbindet, die seltsame Spindel hinunterhängen. Zudem benutzt sie einen grossen Kessel mit Makkaronibrühe als Wasserschale. Jedes Mal bespritzt sie beim Befeuchten der Finger die Passanten mit der Brühe. Zufällig am Haus vorbeigehende Feen plätzen ob des Spektakels schier vor Lachen und sprechen aus diesem Grund einen Zauber über Saporita aus, sodass nicht nur aller Flachs im Haus gesponnen, sondern sogar gewebt und gebleicht wird. Um einer weiteren «Plackerei» (!) für immer vorzubeugen, legt Saporita Nüsse ins Bett und erklärt ihrem Mann deren Knacken mit ihren vom Spinnen beschädigten Knochen. Der geschockte Mann verbietet seiner Frau von nun an jede Arbeit.²⁴ Zur Lüge der Mutter gesellt sich in der Basile-Fassung und

den von ihr abhängigen Varianten die List der Tochter, die Überarbeitung vortäuscht. Im Gegensatz dazu bewegen im Text von Johannes Praetorius (verfasst 1669),²⁵ welcher der Grimm'schen Version zugrunde liegt, die zur Hochzeit eingeladenen Spinnfrauen mit ihren von realer Schufferei geschundenen Körpern – dieser Zug ist allerdings schwankhaft überzeichnet – den Bräutigam zum Umdenken über die weibliche Pflicht des Spinnens.

Die drei jenseitigen Helferinnen entsprechen nicht, wie in populärwissenschaftlichen Deutungen behauptet, aufgrund der Dreizahl und ihrer Fertigkeit im Spinnen generell den drei Schicksalsfrauen. Denn diese Jenseitswesen erscheinen im Unterschied zu den helfenden Spinnfrauen bei Praetorius und seinen Nachfolgetexten gleich nach der Geburt an der Wiege des Kindes und bestimmen vor Ort, wie sein Leben verlaufen soll. Aus diesem Grund gilt es, die reizbaren Wesen mit köstlichen Speisen zu besänftigen.

Von verbrannten Spinnrädern und Spinnhelferinnen

Im Märchen vom «Dornröschen» (KHM 50) übernehmen dreizehn «weise Frauen», die aus nationalpolitischen Gründen ihre französische Herkunft verleugnen müssen und deshalb nicht mehr als Feen erschei-

nen,²⁶ die Rolle als Schicksalsfrauen nach der Geburt des Kindes. Sie kennen sich zwar wie ihre französischen Schwestern im Spinnen aus,²⁷ doch den Zauberspruch der beleidigten Fee hat eine zum Schutz des Mädchens in das Turmzimmer des Schlosses verbannte alte Frau umzusetzen. Nach dem verhängnisvollen Stich mit der Spindel interessiert das weibliche Alltagsthema des Spinnens nicht weiter. Nur in einer neugriechischen Variante erscheinen die drei Moiren, die landschaftstypischen Schicksalsfrauen, nach der Geburt eines Kindes in Kombination mit der Vorstellung der hilfreichen Spinnstubenfrauen.²⁸ Dem von einer der Schicksalsfrauen zum Laster der Faulheit verwünschten

*Nach dem
verhängnisvollen Stich
Dornröschens mit der Spindel
interessiert das weibliche
Alltagsthema des Spinnens
nicht weiter.*

Mädchen helfen im letzten Augenblick alle drei Moiren bei der Herstellung des Hochzeitskleides, wozu sie spinnen, weben und sticken. Der Bräutigam, ein Königssohn, ist von der angeblich so aufwendigen Arbeit seiner wunderschönen Braut derart beeindruckt, dass sie nie mehr arbeiten muss.²⁹ Kleider sind in Märchen nur erwähnenswert, wenn sie handlungsbewegend sind, was hier zutrifft.³⁰

Im bekannten Grimm'schen Märchen «Frau Holle» (KHM 14) muss das von seiner Stiefmutter gequälte Mädchen so angestrengt spinnen, dass ihm das Blut aus den Fingern springt und es vor lauter Erschöpfung die blutige Spindel, beim Versuch sie zu waschen, in den Brunnen, das Tor zur Unterwelt, fallen lässt. Obwohl Frau Holle in Sagen als Spinnstubenfrau das Spinnen überwacht, indem sie die Faulen bestraft und die Fleissigen mit vollgesponnenen Spulen belohnt,³¹ weist die Grimm-Version des Erzähltyps «Das gute und das schlechte Mädchen» (ATU 480)³² ausser in der Eingangsszene keine weiteren Bezüge zum Spinnen auf. Eine phantasivolle inhaltliche Bereicherung erfährt das Märchen von den ungleichen Schwestern und ihrem Dienst bei einem ambivalenten Jenseitswesen in einer armenischen Variante, wo es mit dem Erzähltyp «Einäuglein, Zweiäuglein, Dreiäuglein» (ATU 511) kombiniert



wird und eine mit Zauberkräften ausgestattete Kuh³³ sich überraschend als Spinnhelferin erweist: «Die Kuh legte sich das Ende der Wolle ins Maul, das andere Ende auf den Vorderfuss, sie spann von einem Ende, das Ende des Fadens aber kam aus ihrem Arsch heraus, das Mädchen brauchte nur das Knäuel aufzuwickeln.»³⁴

Das 1938 notierte lothringische Märchen «Die Hollerfrau»³⁵ weist sogar mehrere Bezüge zum Spinnen auf. Eine schöne goldblonde, fleissige und talentierte Spinnerin, die Garn «so fein wie Seide» herstellt und ihre hässliche pechschwarze, faule Stiefschwester, die nur ein «Geknüttel» fertigbringt, stehen einander gegenüber. So wie die das Aussehen und die Arbeit der so unterschiedlichen Spinnerinnen ist auch ihr Charakter. Die blutende Hand und die dadurch verschmutzte Spindel der guten Schwester rühren von einem Stoss her, den ihr die Stiefschwester am laufenden Spinnrad versetzt hat. Die Verletzung symbolisiert nun nicht mehr wie in der Grimm'schen Version durch stiefmütterliche Schikane verursachte Überarbeitung, sondern schwes-terlichen Neid. In der Unterwelt spinnt die lothringische Verwandte der Frau Holle vor ihrem Haus bei der Ankunft der guten Schwester «goldene Fäden, wie Spinnewebe so fein», doch als deren Stiefschwester unten ankommt, ist der Faden der Hollerfrau dick und schwarz. Die beiden Farben des Garns verweisen auf die Zukunft, die die beiden Mädchen beim Verlassen des Jenseits erwartet: Der Körper der Schwestern wird von oben bis unten aufgrund eines Gold- beziehungsweise Pechregens die Farbe der Garne der Hollerfrau annehmen. Darüber hinaus verheisst der goldene Faden ein künftiges Leben im unvergänglichen Glück, während das schwarze Garn den jähen leiblichen Tod der Stiefmutter und das soziale Sterben ihrer Tochter anzeigt, wird diese doch ganz verlassen in ihrem Haus bleiben müssen. Wer den Guten schadet, hat im Sinne der ausgleichenden Gerechtigkeit des Märchens den Tod verdient. Gegen den Schluss stellt das Märchen nochmals eine Verbindung zum Spinnen her, indem die gute Schwester als Lohn für ihren Fleiss von der Hollerfrau ein Säckchen voll Samen erhält, aus denen der allerbeste Flachs hervorwächst, während aus den Körnern ihrer Stiefschwester unausrottbar Disteln spriessen. Diese erscheinen bereits in der Bibel als Pflanzen, die auf dem von Gott verfluchten Ackerboden wachsen und somit die dem Menschen auferlegte



Strafe und Mühsal symbolisieren (1. Mos. 3,17–18).

Werfen wir zum Schluss nochmals einen Blick auf den Flachs. In litauischen Varianten des Erzähltyps «Qual des Flachses» (ATU 1199)³⁶ geniesst die zum Trocknen und Brechen vorbereitete Gespinnstpflanze eine so grosse Wertschätzung, dass ihr aktive Hilfe bei der Rettung einer Magd aus den Fängen des Teufels zudedacht wird. Der listige Flachs legt sich hierzu vor die Türe des Rösthauses, als der Teufel die Frau holen will und erzählt des Langen und Breiten die Leiden, die er von der Aussaat bis zum fertig genähten Kleid und sogar bis zu dessen Vergänglichkeit durchstehen muss. Als frühmorgens der Hahn kräht, ist die Macht des Teufels gebrochen, und die Frau kommt unbeschadet davon.

Uns Heutigen bleibt der Respekt vor den Menschen, die nicht nur den Flachs mit Plackerei, sondern auch die damit verbundenen Mühen und Sehnsüchte in unvergänglichen Geschichten verarbeitet haben.

- 1 A. Bohnsack, Spinnen und Weben. Entwicklung von Technik und Arbeit im Textilgewerbe, Bramsche 2002, 32–34.
- 2 M. Rumpf, Spinnerinnen und Spinnen. Märchendeutungen aus kulturhistorischer Sicht, in: Die Frau im Märchen, hrsg. von S. Früh und R. Wehse, Kassel 1985, 59–72 und Anm. 221, 64.
- 3 Wie Anm. 1, 60.
- 4 Wie Anm. 1, 112–118.
- 5 Wie Anm. 1, 118.
- 6 Wie Anm. 1, 161–168.
- 7 A. Büchli, Mythologische Landeskunde von Graubünden 3, hrsg. von U. Brunold-Bigler, Disentis 1990, 310.
- 8 C. Decurtins, Rätoromanische Chrestomathie 2, Erlangen 1901, 142.
- 9 E. Tegethoff, Französische Volksmärchen 2, Jena 1923, Nr. 20.
- 10 J. Wenzig, Westslawischer Märchenschatz, Leipzig 1857, 44–58.
- 11 P. Zaunert, Deutsche Märchen seit Grimm, Düsseldorf, Köln 1964, Nr. 24.
- 12 Die germanische Mythologie kennt ebenfalls drei Schicksalsfrauen, die Nornen, welche die Lebensfäden der Menschen spinnen, sie ihnen zumessen und abschneiden.

- 13 C. Shojaei Kawan, Spinnstube, in: Enzyklopädie des Märchens 12, Berlin, New York 2007, 1071–1077.
- 14 R. L. Wyss, Die Handarbeiten der Maria. Eine ikonographische Studie unter Berücksichtigung der textilen Techniken, in: Artes Minores, hrsg. von M. Stettler u. M. Lemberg, Bern 1973, 113–188.
- 15 Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen. Ausgaben letzter Hand mit den Originalanmerkungen der Brüder Grimm 3, mit einem Anhang sämtlicher, nicht in allen Auflagen veröffentlichter Märchen und Herkunftsnachweisen, hrsg. von H. Rölleke, Anm. zu KHM 155.
- 16 M. Rumpf, Spinnstubenfrauen. Kinderschreckgestalten und Frau Perchta, in: Fabula 17 (1976), 215–242.
- 17 Text siehe hier 27.
- 18 U. Brunold-Bigler, Hungerschlaf und Schlangensuppe. Historischer Alltag in alpinen Sagen, Bern 1997, 121–123.
- 19 Wie Anm. 16, 215.
- 20 Wie Anm. 16, 216.
- 21 Wie Anm. 16, 217.
- 22 H. L. Keller, Reclams Lexikon der Heiligen und biblischen Gestalten, Stuttgart 1970, 228 f.
- 23 U. Brunold-Bigler, Märchen kennen keine Grenzen. Auf den Spuren eines Märchenmotivs, Märchenforum 70 (Sommer 2016), 18–21.
- 24 G. Basile, Das Märchen der Märchen. Das Pentamerone, hrsg. von R. Schenda, München 2000, 329–335.
- 25 I. Köhler-Zülch, Spinnfrauen: Die drei S., in: Enzyklopädie des Märchens 12, Berlin, New York 2007, 1064–1068. Text in: H.-J. Uther (Hrsg.), Märchen vor Grimm, München 1990, Nr. 6.
- 26 H.-J. Uther, Handbuch zu den «Kinder- und Hausmärchen» der Brüder Grimm, Berlin, Boston 2013, 117.
- 27 Wie Anm. 9, Nr. 19.
- 28 R. W. Brednich, Volkserzählungen und Volksglaube von den Schicksalsfrauen, Helsinki 1964, 155 f.
- 29 Text siehe Anm. 28, 155.
- 30 K. Horn, Kleidung, in: Enzyklopädie des Märchens 7, Berlin, New York 1993, 1132–1441; 1436 f.
- 31 M. Rumpf, Frau Holle, in: Enzyklopädie des Märchens 5, Berlin, New York 1987, 159–168; 159.
- 32 B. Gobrecht, Mädchen: Das gute und das schlechte M., in: Enzyklopädie des Märchens 8, 1996, 1366–1375.
- 33 U. Brunold-Bigler, Die Schwester und das Helfertier. Das «Erdkühlein» aus Sicht der historischen Erzählforschung, in: Märchenforum 71 (Herbst 2016), 13–16.
- 34 I. Levin et al. (Hrsg.), Armenische Märchen, Düsseldorf, Köln 1982, Nr. 9.
- 35 In: A. Merkelbach-Pink, Lothringer Volksmärchen, Düsseldorf, Köln 1961, Nr. 4. Bei dem in diesem Text hergestellten Bezug der Frau Holle zum Holler (Holunder) handelt es sich um etymologisch-mythologische Spekulation des 19. Jahrhunderts, die durch die Vermittlung der Schule unter das Volk gelangten und noch heute, obwohl längstens widerlegt, in populärwissenschaftlichen Werken verbreitet werden. Historische Belege finden sich bei F. Söhns, Unsere Pflanzen, Ihre Namensklärung und ihre Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben, Leipzig 1926, 1 f. und 62–67.
- 36 B. Kerbelyte, Litauische Volksmärchen, Berlin 1978, Nr. 103. Siehe dazu: S. Schott, Qual des Brotes (Flachses), in: Enzyklopädie des Märchens 11, Berlin, New York 204, 93–96.

Dr. phil. Ursula Brunold-Bigler ist Volkskundlerin und Erzählforscherin und Autorin. Sie lebt in Chur und ist Trägerin des Schweizer Märchenpreises 2017.



Das Leiden

des Flachses

Märchen aus Litauen

Line Magd hatte im Badehäuschen die Flachsgarben zum Trocknen und Brechen auf die Trockengestelle gepackt. Sie hat eingeeizt und unterhält nun das Feuer und wärmt sich. Es ist Nacht. Plötzlich hört sie es draussen rascheln und jemand tritt behutsam an das Häuschen: «Mädchen, Mädchen, lass mich hinein!»

Da – husch-husch – saust der ganze Flachs los und schüttet die Tür zu. Und der da draussen ruft nur immerzu: «Mädchen, Mädchen, versprich mir deine Seele!»

Doch der Flachs antwortet ihm: «Oho! So leicht willst du zu einer Seele kommen? Pass nur auf! So leicht geht das nicht. Warte mal, wir wollen dir die Leiden unseres Lebens erzählen, und erst dann wird sie dir ihre Seele übergeben. Meinst du vielleicht, dass uns wohl dabei gewesen ist, als der Mensch uns ergriff, forttrug, uns auf den Feldern auswarf und jedes Korn einzeln zu liegen kam! War es vielleicht angenehm, den Wind und den Regen zu erdulden? Danach sind wir ausgekeimt, wir wuchsen empor. Und wieder peitschte uns der Wind und durchnässte uns der Regen – war es etwa eine Lust, dies alles zu erdulden? Als wir hochgewachsen waren, da packte uns der Mensch, riss uns heraus, band uns ganz fest in Garben zusammen. War es etwa angenehm, dies alles zu erdulden? Dann dörrte er uns und fing an uns mit allerlei Holzstücken und Dreschflegeln zu dreschen. War es vielleicht eine Freude, dies alles zu erdulden? Dann nahm er uns, fuhr

uns hinaus auf die Felder und breitete uns da auf dem Boden aus. Und es regnete bei Tag und bei Nacht, und es froh. War es vielleicht angenehm, dies alles zu erdulden? Dann harkte er uns zusammen, wieder band er uns und presste uns zu Garben zusammen. War es vielleicht zum Jubeln, dies alles zu erdulden? Dann nahm er uns wieder, packte uns in das heisse Badehäuschen und trocknete uns. Im Rauch des Badehäuschens wurden wir geräuchert. War es vielleicht eine Lust, dies alles zu erdulden? Dann legte er uns in die Flachsbreche, zerdrückte und zerbrach uns unentwegt. Unsere Knochen krachten nur immer so! War es etwa eine Freude, dies alles zu erdulden? Dann fing er an, uns mit den Flachsschwingen zu bearbeiten und zu schlagen. War es wohl eine Annehmlichkeit, dies alles zu erdulden? Dann begann er uns durch hölzerne und eiserne Harken zu ziehen, uns zu kämmen, zu hecheln. War es wohl leicht, dies alles zu erdulden? Dann zerriss er uns zu Büscheln und band uns an eine Spindel, dann wieder drehte und spulte er ein Büschel nach dem anderen. War es vielleicht eine Freude, dies alles zu erdulden? Dann nahm er uns, spannte uns, scherte uns an der Wand auf. Dann legte er uns, faltete uns zusammen. War es etwa eine Lust, dies alles zu erdulden? Dann wickelte er uns auf eine Webwalze auf dem Webstuhl, ganz aufgewickelt hat er uns. Dann schlug er auf uns ein, er webte, mit den Einschlaghölzern hat er auf uns eingeschlagen. War es wohl ange-

nehm, dies alles zu erdulden? Dann, als er uns zu Stoff verwebt hatte, übergoss er uns mit heisser Aschenlauge und brühte uns. War es vielleicht eine Lust, dies alles zu erdulden? Dann trug er uns in das Sumpfwasser, hat uns darin eingeweicht. Wie hat er uns dann mit den Klopfhölzern geschlagen! War es wohl lieblich, dies alles zu erdulden? Dann breitete er uns auf einer Wiese aus, trocknete uns und legte uns wieder zusammen. War es vielleicht eine Freude, dies alles zu erdulden? Dann nahm er uns wieder, rollte uns zu einer Rolle zusammen, und wieder die Pein: Er nähte uns mit einer Nadel fest zusammen. War es wohl angenehm, dies alles zu erdulden? Dann nahm er uns wieder, rollte uns auseinander, zerschnitt uns, zerstückelte uns, legte uns auf seinen Leib, zog und zerrte uns überall auseinander.

Ist es etwa eine Lust, dies alles zu erdulden? Und dann wiederum trägt der Mensch uns, bis wir ganz zerreißen, fadenscheinig und durchsichtig werden – dann bleibt überhaupt nichts mehr von uns übrig. Ist es am Ende leicht, dies alles zu erdulden?»

Da – der Hahn: «Kikeriki!»

Und der Teufel: «Dass dich doch geradewegs die Erde mit deiner Seele und deinem Flachs verschlingen möchte!» – und lief davon.

Aus: B. Kerbelyte, V. Falkenhahn (Übers.), Litauische Volksmärchen, Berlin 1978.